

Ein Haus voller Becher und Schüsseln

In ihrem St. Galler Wohnhaus entwerfen Nadia und Ramon Studer Emaillegeschirr. Es sind bunte Designobjekte für den Alltag.

Diana Hagmann-Bula

Im oberen Stock lagert hübsches Geschirr, in der unteren Etage verpackt Nadia Studer Bestellungen, in der Mitte lebt sie mit ihrem Mann und den beiden kleinen Kindern. «Dass ich in einem Haus arbeiten und wohnen kann, vereinfacht gerade vieles. Es schenkt mir Flexibilität», sagt die 35-Jährige. Ihr gehört das junge St. Galler Label Émaé Studio, das Emaillegeschirr verkauft.

Durch das seitliche Stubenfenster sieht man ins Grüne, durch das grosse Fenster im Wohnzimmer auf die Stadt. Die Räume sind geschmackvoll eingerichtet. Designklassiker überall. Der Ligne-Roset-Sessel Togo, ein Eames Chair von Vitra, ein Sideboard von USM, Vintageleuchten. Wer hier wohnt, hat einen Sinn für Schönes.

Ein Trottoir voller Kartons

Kein Wunder, kamen die von Nadia Studer designten Emaillebecher gut an. Sie waren schon ein paar Wochen nach Markteintritt Ende 2025 ausverkauft. Nun sind sie wieder da. Studer entwirft das Design in St. Georgen. Eine Emaillemanufaktur südlich von Istanbul formt, bemalt, brennt und beschichtet das Geschirr. Dieses Handwerk hat in der Türkei eine lange Tradition. Als die erste Kollektion in St. Gallen ankam, verschlug es Ehemann Ramon Studer den Atem: sieben Paletten voller Geschirr. Sie verstellten das ganze Trottoir vor dem Haus.

«Wir sind seit fünf Jahren verheiratet. Es war unsere erste kleine Ehekrise», scherzt Nadia Studer. Zum Glück schien die



Nadia und Ramon Studer von Émaé Studio machen mit ihrem Geschirr das Material Emaille wieder hip.

Bild: Andrea Tina Stalder

Sonne und waren Freunde da, die halfen, die schweren Kisten nach oben zu tragen. Unterdessen stapeln sich die Kartons im Dachgeschoss. Auch an diesem gewöhnlichen Dienstag wird Nadia Studer zehn Bestellungen verschicken können.

Als Nadia und Ramon Studer Eltern wurden, erhielten sie Geschirr für ihr Baby geschenkt. «Es war leider aus Plastik. Ramon stellte fest, dass das Essen anders schmeckte, wenn er aus dem Kinderteller ass», erzählt seine Frau. Sie

fand heraus: Nicht einmal als ökologisch gepriesenes Bambusgeschirr ist unbedenklich. Es enthält oft Melamin, das sich mit heissem Essen löst und in die Nahrung übergeht, warnen Konsumentenschutzorganisationen.

Auf einem Regal hinter Nadia Studer steht eine alte Milchkanne von ihrer Grossmutter. Sie besteht aus Emaille. Das Material wird aus Stahlblech und geschmolzenem Glas hergestellt. «Ein Werkstoff, den wir fast vergessen hatten, und der

unbedenklich ist.» Studer begann sich damit zu befassen, besuchte einige renommierte Emaillemanufakturen. «Leider waren die Gestaltungsmöglichkeiten für mich fast überall zu klein. Dann fand ich in der Türkei einige Manufakturen, die offen für meine Ideen waren.»

In 15 Läden schweizweit erhältlich

Nun bringen die Grafikdesignerin und der Inhaber des Brillenlabels Einstoffen Emaille zurück auf den Tisch. Natürlich

sieht das nicht mehr aus wie zu Grossmutters Zeiten, sondern hip und bunt. Nadia Studer hat sich weder für Tupfen noch Sprenkel, sondern für etwas dazwischen entschieden. Sie kombiniert Pink mit Rot, Beige mit Weiss und Grün mit Olive.

Auf Minibecher und Karaffen folgten Schüsselchen in verschiedenen Grössen und Teller mit hohem Rand. Geschirr, verspielt genug für Kinder, und schön genug für Eltern: Das war die Idee von Studer. Émaé sei

ein Zusammenzug des französischen Wortes «émailler». Zu Deutsch bedeutet es «verschönern» oder «lebendig machen».

15 Läden schweizweit verkaufen unterdessen das Geschirr von Émaé Studio. Darunter ist der St. Galler Concept Store Zazou. Daneben führt Studer einen eigenen Webshop. Ein Stück kostet zwischen 28 und 88 Franken.

Besser nicht fallenlassen

In Studers Wohnzimmer dient die Karaffe gerade als Vase, im weiten Teller bewahrt sie Schmuck und anderen Krims-krams auf. Sie isst nicht nur aus ihrem Geschirr, sie kocht und backt auch darin. Porridge und Brot etwa. «Emaille darf auf den Herd und in den Ofen. Ich brauche somit weniger Utensilien und spare Zeit beim Abwaschen.»

Das Ehepaar hat mit den Kindern soeben einen Monat in Griechenland verbracht. Studer nahm neben Erinnerungen auch Ideen für die neue Kollektion mit nach Hause. Ausserdem fragen Kundinnen und Kunden hartnäckig nach grösseren Bechern und einer Salatschüssel.

Falls sie ins Sortiment nachrücken: Auch sie sollte man besser nicht fallen lassen. Einen Sturz auf einen Holzboden mag Emaille noch überstehen, trifft das Material auf harten Plattenboden, splittert die Glasbeschichtung womöglich ab. Ein kleiner Makel, nicht so schlimm. Ist nicht erst das Unperfekte perfekt?

Hinweis
www.emae.studio

Auf einen Kaffee mit ... Yu Filipiak, Kuratorin für Ethnologie am Kulturmuseum St. Gallen

«Ich wollte die Wüste Gobi hinter mir lassen»

Julia Wiesmann

Am Ende unseres Gesprächs greift Yu Filipiak nach einem kleinen Plüschschwein und steckt es behutsam in einen durchsichtigen Plastikbeutel. Tagsüber sitzt es auf ihrem Schreibtisch im Kulturmuseum St. Gallen, abends begleitet es sie nach Hause. Das Stofftier ist ein Abschiedsgeschenk ihrer Tochter, die nach dem chinesischen Kalender im Jahr des Schweins geboren wurde und gerade Matura gemacht hat. «Ich habe sogar zwei Schweinchen zu Hause», sagt Filipiak und lacht.

Ihr Mann ist ebenfalls im Jahr des Schweins geboren. Gleich wird sie mit ihm telefonieren, wie an fast jedem Abend. Seit ihrem Stellenantritt im März lebt die neue Kuratorin für Ethnologie rund neun Zugstunden von ihrer Familie entfernt. Der Umzug von Chemnitz nach St. Gallen bedeutete einen mutigen Aufbruch und

zugleich ein lang ersehntes Ankommen.

Nach mehr als zehn Jahren in befristeten Forschungsprojekten an Universitäten und Museen sowie als Gastkuratorin an renommierten Häusern wie dem Völkerkundemuseum der Universität Zürich, dem Grassi Museum für Völkerkunde in Leipzig, dem Museum für Völkerkunde Dresden oder dem Center for World Music in Hildesheim ist die Stelle am Kulturmuseum St. Gallen die erste unbefristete Anstellung der Musikethnologin.

Dabei deutete in ihrer Kindheit wenig darauf hin, dass Museen einmal ihr berufliches Zuhause werden würden. Yu Filipiak wuchs in Weiya auf, einer abgelegenen Siedlung am Rand der Gobi-Wüste. Als Dorf würde sie den Ort nicht bezeichnen. Weiya sei vielmehr eine Eisenbahnstation gewesen, an der fast ausschliesslich Familien lebten, die am Ausbau der Lanzhou-Xin-

jiang-Bahn arbeiteten, einer der wichtigsten Bahnverbindungen Chinas.

Auch ihr Vater war nach dem Studium in Shanghai dorthin versetzt worden. Für Yu Filipiak war jedoch früh klar, dass sie nicht für immer dort bleiben

würde. Ihr grosser Traum führte ohnehin in eine andere Richtung: «Ich wollte Sängerin werden und die Wüste Gobi hinter mir lassen», sagt sie mit Nachdruck.

Zunächst absolvierte sie eine Gesangsausbildung an der



Yu Filipiak hat für ihre Dissertation das Buch der Musik «Yueshu» aus der chinesischen Song-Dynastie (960-1279) untersucht.

Bild: Julia Wiesmann

Kunsthochschule Xinjiang. Auf Rat ihres Lehrers wandte sie sich der europäischen Klassik zu. Für ihr weiteres Studium zog sie zunächst Shanghai oder eine japanische Metropole in Betracht.

Doch dann las sie auf einem Werbeplakat einen anderen Namen: Leipzig. Warum nach Shanghai oder Tokio gehen, wenn man auch dort studieren konnte, wo Bach, Mendelssohn, Schumann und Wagner gewirkt hatten? Noch am selben Tag stand ihr Entschluss fest, nach Deutschland zu ziehen.

Die Realität in Leipzig war allerdings weniger klangvoll als erhofft. Tagsüber lernte Filipiak Deutsch, abends servierte sie Sushi und bangte regelmässig um die Verlängerung ihres Visums. Als sie schliesslich die Sprachprüfung bestand und die Zulassung zur Universität erhielt, rückte der Traum von der Opernbühne in den Hintergrund. Stattdessen schrieb sie

sich für Musikwissenschaft und Sinologie ein – eine Entscheidung, die sich bald als Glücksfall erweisen sollte.

Dank ihrer ausgezeichneten Kenntnisse des Altchinesischen wurde Filipiak schon früh zu einer gefragten Mitarbeiterin am Musikinstrumentenmuseum der Universität Leipzig.

Ihre Begeisterung für ostasiatische Musik würde Yu Filipiak eines Tages gerne auch in Ausstellungen des Kultur-museums St. Gallen sichtbar machen. Vorerst gilt ihre Aufmerksamkeit jedoch den Beständen im Depot; von St. Gallen hat sie noch nicht allzu viel gesehen. Für Kaffee-pausen ist das Mu-Café zum Glück nur eine Treppe entfernt. Und wenn sie über die Öffnungszeiten hinaus arbeitet, stehen neben dem kleinen Plüschschweinchen auf ihrem Schreibtisch stets eine Dose Grüntee, eine Kanne und eine Tasse bereit.